

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-68103](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-68103)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 6. August 1847.

№ 63.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Der Geiger.

(Fortsetzung.)

Nach langem verzweifeltm Hin- und Hersinnen dämmerte ein Stern der Hoffnung: Rossini's Gattin, die einst hochgeehrte Sängerin Colbran, weilte in Bologna, ihrer Vaterstadt. An sie wandten sich die Direktoren, und fanden sie bereitwillig, dieselben Arien zu singen, die für Maria Malibran angekündigt waren. So war ein Stein des Anstoßes beseitigt.

„Aber woher einen Violinisten nehmen?“ seufzte Einer der Direktoren. — „Einen Violinisten?“ fragte Signora Rossini, „vielleicht kann ich auch mit einem solchen aushelfen. In meiner Nachbarschaft wohnt ein junger Mann, der seinem Instrumente nie gehörte tief-ergreifende Töne entlockt. Wenn er den Muth hat, öffentlich aufzutreten, bürge ich für den Erfolg. Machen wir wenigstens den Versuch!“

Eine Dachkammer ist selten die Wohnung des Reichthums; es müßte sich denn der Geiz darin verkriechen, unter allen Armen der Aermste, weil er außer der Entbehrung auch noch mit ewigen Sorgen gequält ist. Aber die Wohnung des Geizigen zeigt eine Menge geschlossener Kisten und Kasten, in denen Harpagon seinen Mammon hütet, unbrauchbare Geräthe und Kleider liegen und stehen umher und sind dem Verderben Preis gegeben, und bei aller Karglichkeit giebt sich eine Uebersättigung von nutzlosen Dingen kund. Von dem Allen sah man nichts in dem Kämmerchen des alten und unscheinbaren Hauies, das der prächtigen Wohnung der Signora Rossini gegenüber lag. Ein Tisch, der auf seinen drei Füßen nur dann stehen konnte, wenn er an die Wand gelehnt wurde; ein Stuhl, dessen Lehne wankte, wie vor wenigen Wochen noch ein halbes Duzend italienischer Regierungen; ein Ruhebett der allerdürftigsten Art, ein zerbrochenes Waschbecken und

ein Wasserkrug von gleicher Qualität — das war Schmuck und Bedürfniß in dieser Kammer. Auch schien keine ordnende und reinigende Hand hier zu walten, das Ruhebett zeigte noch die Spuren des vornächtigen Gebrauchs, Staub bedeckte Boden und Möbeln, und der Inhalt des Wasserkrugs war an diesem Tage nicht erneuert worden. — Einen Kontrast mit dieser ganzen Einrichtung bildete der einzige Luxusgegenstand dieser Wohnung, den man mit Bestimmten wahrnehmen konnte: es war dies eine Violine. Zwar keine Amati-Geige, die in einem Mahagonikasten ruhte, sondern eine solche, wie man sie oft für einige Gulden beim Trödler findet; die Saiten waren abgesehen und verbraucht, die Spannkraft der einfachen Maschinerie schien an Altersschwäche zu leiden, der Bogen war schlaff und unschön, aber es lag kein Stäubchen auf der Violine, und sogar das Kleiderbrett, auf dem sie lag, und an dem sonst kein Faden hing, war sorgfältig gereinigt.

Der Bewohner dieser armseligen Wohnung war der bleiche Jüngling, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht. Es war kein Italiener, seine Wiege stand im fernen Norden, im freiesten Lande Europa's. Das Schicksal hatte ihn früh verschlagen aus der Heimath, und nach längerem Aufenthalte in Deutschland ging er Studirens halber nach Göttingen; was er wirklich studirte, war nur Musik, und zwar die urkräftige, gediegene der deutschen Classiker. Ob der nordisch freie Sinn sich ein Vergehen zu Schulden kommen ließ gegen einen Paragraphen der hannoverschen Verfassung von 1819, ob er zu lebhaft mit der Julirevolution sympathisirte, oder auf seinem träumerischen Gange dem königlichen Commissar unachtsam auf den Fuß trat — man weiß es nicht; genug, er wurde relegirt und wanderte leichten Sinnes durch Deutschland nach Italien.

Bis nach Bologna reichte die kleine Baarschaft, hier zwang der Geldmangel, Halt zu machen. Die Geige,



die ihn begleitet hatte, wurde bald seine Ernährerin; er gab Unterricht für einen Lire die Stunde und verdiente sich leicht seine kleinen Bedürfnisse. Aber die letzten hoffnungstreuen und trüben Tage hatten den Sinn auf ein ernsteres Spiel als das der Geige gerichtet, seit der politischen Bewegung hatte der arme Fremdling immer weniger Stunden, und seit einigen Wochen nicht eine einzige mehr. So war er in das tiefste Elend versunken; sein verschlossener stolzer Sinn duldet, ohne zu klagen, ohne Hilfe zu suchen; er hatte keinen Freund, als die Einsamkeit, und leicht hätte er Hungers sterben können, ehe die Mittel, um die er seine keineswegs unvermögenden Angehörigen ersucht, aus der fernem Heimath anlangten. Er war zu sehr ein Träumer, um den Mangel voranzusehen, zu sehr Stoiker, um bei seinem Eintritte energisch für sich zu arbeiten und die Mittel zu suchen, die in ihm selbst lagen.

Die Sonne war gesunken und eine duftige, süße, itallische Nacht lag sternenglänzend über Bologna, als der fremde Jüngling in seine traurige Wohnung eintrat. Der Hunger trieb ihn mechanisch an die Schublade des invaliden Tisches, sie war leer, und nur einige Krümchen, die als Reste aus frühern Zeiten darin lagen, führten die dürren Finger zum Munde. Er starrte wehmüthig hinaus in die weiche Nacht; schwere Seufzer entdrangen sich der Brust. Nicht das materielle Unbehagen war es, was diese Seufzer gebar, denn der Name *Veriot* schwebte einige Male mit dem tiefsten Sehnsuchtsklange von den erblaßten Lippen. Dann nahm er die alte Geige herab, setzte sich auf das Ruhebett und begann zu spielen. Kein Meister hätte diesem Instrumente reinere Töne zu entlocken vermocht, und *Veriot*, der es später betrachtete, hielt es für eine Unmöglichkeit, darauf zu spielen; aber der Jüngling wußte mit staunenswerther Gewandtheit jeder schlaffen Seite die Spannkraft zu geben, die zur Hervorbringung des Tones nöthig war, der in seinem Herzen klang. So spielte er wilde, bunte, wunderliche Weisen, wie er es jeden Abend bis in die Nacht zu thun pflegte. Dann wurden alle Dämonen, die im Menschenherzen haufen, frei, dann machte die gepresste Seele sich Luft und hauchte ihr Klagen in die stille Nacht. Die Nachbarschaft lauschte sehr oft dieser unbekanntnen Musik, auf den Straßen haschten die Hörer oft schaarenweise nach den zauberischen Klängen, bis der Virtuose sich selbst eingesungen.

Wenn die Töne verhallt waren, kummerte sich Niemand um ihren Schöpfer. Auch heute beschwichtigte er die Unbehaglichkeit des Leibes und des Herzens mit den Klängen der Geige; nachdem er eine Weile phantasiert, sank er erschöpft auf das harte Lager und entschlief.

(Schluß folgt.)

Feuer-Versicherung betreffend.

So nützlich die Feuer-Versicherungs-Gesellschaften, insbesondere die auf Actien begründeten, an und für sich auch sind, so haben doch die Versicherungssuchenden bei uns zu Lande mit vielen Schwierigkeiten und

Weiterungen zu kämpfen, die manchen Eingeseffenen von der Versicherung seiner Singüter abhalten und ihn der Gefahr des Verlustes aussetzen. Es sind dies namentlich folgende Umstände:

1) daß jeder Versicherungssuchende für die dazu erforderliche Erlaubniß bedeutende Amts- und Regierungsporteln zu entrichten hat, welche in manchen Fällen viel höher sich belaufen, als die einjährige Versicherungsprämie;

2) daß jeder Eingeseffene nicht mehr als Dreiviertel des Werthes seiner beweglichen Güter versichern darf, mithin für ein Viertel die Gefahr selbst tragen muß;

3) daß die Erlaubniß zur Versicherung oftmals sehr spät, manchmal erst einige Monate nach deren Ansuchen von dem beikommenden Amte erteilt wird. Mir ist wenigstens ein Amt bekannt, welches verschiedenen Ansuchenden erst nach mehreren Monaten die Erlaubniß der Regierung mitgetheilt hat. Wer soll nun den Schaden ersetzen, der den Ansuchenden durch einen etwaigen Brand 4 Wochen nach der Ansuchung um Erlaubniß zur Versicherung getroffen hat? Das Amt, welches an die Regierung zu berichten versäumte, oder der Eigenthümer, der noch nicht versichern konnte? Ohne Zweifel letzterer; aber wie hart, wie so höchst unbillig ist dieses für ihn!

Die ad 1. und 3. erwähnten Schwierigkeiten ließen sich nun dadurch leicht heben, wenn den Aemtern, von deren Berichten die Erlaubniß der Regierung stets abhängt, die Befugniß erteilt würde, den Versicherungssuchenden sofort, ohne bei der Regierung vorfragen zu brauchen, die erbetene Erlaubniß erteilen zu dürfen und dafür, nach der Größe der zu versichernden Summen, an Sporteln etwa folgendergestalt zu berechnen: für eine zu versichernde Summe

- | | | | | | | | |
|----|-----|--------|--------|-----------|---|--------|---------|
| a) | von | 100— | 1000 | fl. incl. | — | fl. 42 | gr. 60. |
| b) | " | 1000— | 10000 | " | " | 54 | " |
| c) | " | 10000— | 20000 | " | " | 66 | " |
| d) | " | 20000— | 100000 | " | " | | " |

und darüber 1 " 9 " "

Für die Nachversicherung einer Summe (z. B. bei Waaren- und Getreidelagern) müßte die Hälfte obiger Sporteln angelegt werden. Den Ansuchenden wäre dabei längstens binnen 8 Tagen, vom Tage der Nachsuchung, die Resolution des Amtes zuzustellen und für abschlägige Resolutionen nichts zu berechnen.

Jeden Falls müßte den Aemtern vorgeschrieben werden, spätestens innerhalb 8 Tagen über ein derartiges Versicherungsgesuch an die Regierung zu berichten und müßten die Amts- und die Regierungsporteln auf die Hälfte zu ermäßigen sein.

Rücksichtlich des ad 2. obengedachten Umstandes müßte es den Aemtern zu überlassen sein, die Erlaubniß zur Versicherung auf den vollen Werth oder nur auf Dreiviertel desselben zu stellen. Selbstredend bleibe es dann den einzelnen Versicherungssuchenden noch immer überlassen, die Antragenden, insbesondere bei gefährlicheren Risiken, zu einem gewissen Theile Selbstversicherer bleiben zu lassen. — Es wäre zu wünschen, daß die Kirchspielsausschüsse unseres Landes das Vorstehende in reifliche Erwägung zögen und die erforder-

lichen Schritte zur Abstellung der erwähnten Schwierigkeiten bei ihren Aemtern oder bei der Regierung baldmöglichst vornähmen.

D. 73.

Erlaubt oder nicht erlaubt?

In Nr. 59. d. Bl. versucht es ein Herr B. D.....n, mir auf die obige Frage in Nr. 57. d. Bl. zu antworten, und mir sogar begreiflich zu machen, daß der Herr Amtseinnnehmer t. ganz in seinem Rechte gewesen sei. Auch behauptet Herr B. D., daß, wenn die Dredre zur Zahlung der Nebenabgaben nicht so zeitig erfolge, um selbige mit den Realgefällen gleichzeitig erheben zu können, nichts andres übrig bleibe, als eine Nachhebung zu veranstalten. — Allerdings bleibt da nichts andres übrig; aber damit ist nicht gesagt, daß die Interessenten dann Ansaagegeld zahlen müssen — die verspätete oder vielmehr vergessene Hebung liegt ja nicht in ihrer Schuld. Meines Wissens wird vielmehr in einem Falle, wie der vorliegende, die Nachhebung bis zum folgenden Quartal verschoben. Und gesetzt auch, sie sollte gleich nach der Haupthebung erfolgen, hätte dann nicht ebenfalls diese Erhebung durch Anschlag an die Kirche bekannt gemacht werden müssen, damit den Interessenten 3 gr. Ansaagegeld, welches sie unrechtmäßig zahlen mußten, erspart worden wäre? — Ferner behaupten Sie, Herr D., daß die Schuld, wenn auch der Hr. Amtseinnnehmer diese Abgabe zu erheben vergessen hätte, nicht ihm, sondern den Zahlungspflichtigen zuzuschreiben sei, und berufen sich darauf, daß jede zu erhebende Abgabe den Zahlungspflichtigen durch Anschlag an die Kirche in Erinnerung gebracht werde. — Das klingt seltsam! — Den Interessenten wird ja gewöhnlich die ganze Summe genannt, die sie zu entrichten haben! — Daß alle Umstände für die Beitreibung der Nachhebung und die Weise des Amtseinnnehmers erforderlich waren, ist mir durchaus nicht klar; meiner Meinung nach muß der Amtseinnnehmer erstens wissen, wann die Zeit zur Hebung ist — denn diese wird doch nicht ohne sein Wissen festgesetzt — und zweitens dann den Interessenten in der festgesetzten Zeit zu Dienst stehn.

Daß der Hr. Amtseinnnehmer Niemanden Rechenschaft zu geben hat über sein Verfahren, als seinen Vorgesetzten, ist mir schon längst bekannt, Sie hätten sich also die Mühe, mir dies erst zu sagen, sparen können; habe ich doch auch gar keine Rechenschaft, sondern nur eine Antwort auf meine Frage gewünscht. Ihre Bemerkung, daß der Hr. Amtseinnnehmer t. sich hinsichtlich seiner Dienstführung die volle Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu erfreuen habe, steht ganz am verkehrten Ort; wie können Sie zu einer solchen Mittheilung bei dieser Gelegenheit kommen?! Zu einer Motivirung meines Aussages sehe ich mich nicht im mindesten veranlaßt, da ich nur eine Thatsache darstellen wollte, die nicht weiter begründet zu werden braucht. Uebrigens gestehe ich Ihnen, Herr B. D., ganz offen, daß Ihr Aufsatz mir nicht die gewünschte Belehrung verschafft hat, welches ich indeß auch schon erwartete, als ich die Unterschrift erblickte, denn — wir kennen uns schon von früher.

Ueber das Berliner Schützenfest

läßt sich eine Correspondenz aus Berlin in der Bremer Zeitung folgendermaßen vernehmen: „Statt eines politischen Festes von nationaler Bedeutung hat man bei uns drei Tage lang ein großes Schützenfest in der Hasenheide gefeiert“ — „es war ein Jahrmarkt wie es nur einen geben kann“ — und: — „wenn das Ganze Vielen auch nur wie ein prunkender Aufzug mit Fahnen und Uniformen erscheinen mußte, bei welchem viel Zeit und Geld verschwendet wird und um welchen leichtsinnige Familienväter sich in Schulden stürzen“ &c. So hat man in Berlin über das Schützenfest sich laut zu denken erlaubt, solche bornirte Ansichten hat man sich nicht entblödet, in die Welt zu schicken! — Doch was wundere ich mich darüber, daß man in Berlin so frevelhafte Aeußerungen über das Schützenwesen sich erlaubt — giebt es doch sogar bei uns — hier in Oldenburg — noch Leute, die das Schützenwesen für eitel Spielerei halten; die es eine Verirrung unsrer Zeit nennen, eine Sucht, Vereine zu stiften und neue Clubs zu gründen — ja, ja, neue Clubs zu gründen — sie behaupten, unser löblicher Schützenverein sei nichts weiter als ein löblicher Schützenclub — es ist erstaunlich, bei uns noch jetzt derlei Reden zu vernehmen — bei uns, die wir uns — Dank sei es dem Volksbildungsverein! — mit vollem Rechte rühmen dürfen, auf dem allerhöchsten Gipfel der Bildung unsern Standpunkt genommen zu haben. — Betrübend — tief beschämend ist es, noch hier und da hören zu müssen, das Schützenwesen leide nur der Eitelkeit und der Verschwendung an Zeit so wie an Geld Vorschub; es diene nur dazu, Vielen, die sich durch sonst nichts auszeichnen wüßten, was sie doch so gern möchten, eine Art Geltung — ein imposantes Ansehn zu verschaffen, nemlich durch die zwar wunderichöne aber auch kostspielige Uniform; denn wenn sonst irgend ein realer Zweck damit verbunden wäre — meinen diese rechten Freveler an dem Schützenwesen — so müßte eine Blouse, ein einfacher Kittel genügen und die ganze Uniform höchstens anderthalb Thaler kosten. — Eine Blouse — ein Kittel! — Na, das sind mir schöne Ansichten! — da würde ja Jedermann ein Schütze werden können. — Merkwürdig, daß die Leute so blind sind, daß sie nicht sehn, wie grade die reizende Uniform erst den rechten Schützen macht — und eben nur der wunderichönen Schützenuniform haben wir es ja zu danken, daß unser Ruhm bis nach Berlin gedrungen ist. Die Abgeordneten, welche die Oldenburgische Schützenadresse nach Berlin getragen, haben dort Aufsehn gemacht — und wodurch haben sie Aufsehn gemacht? — nun wodurch sonst als durch die knapppanliegende, männerzierende Schützenuniform? — Berlin weiß jetzt, daß der Hut uns schöne steht, und darauf können wir stolz sein. Früher hat Berlin kaum gewußt, daß wir Oldenburger in der Welt sind — es hat höchstens gemerkt, wenn unsre Moore brennen — denn das merkt ja ganz Deutschland, wie ein hiesiger Dichter sehr scharfsinnig sagt — Berlin hat sich bisher unter Oldenburgern gewiß nur Moorbrenner gedacht — wie wird es baß verwundert gewesen sein, statt diese nun so schlanke Leute, so elegante



Oldenburger in unsern Schützenabgeordneten zu erblicken! — Die Juma hat mit vollen Backen verkündet, daß unsere Schützen durch die schöne Uniform in Berlin Aufsehen gemacht, daß sie eben wegen der niedlichen Uniform sich dort einer so glänzenden Aufnahme zu erfreuen gehabt haben. — Darum, je schöner die Uniform, je größer der Ruhm. Blouse? — Kittel? — lächerlich! — Diejenigen Leute, die sich bisher nur spottend über unser Schützenwesen ausgelassen, sind eigentlich sehr zu bedauern; denn diese armen Kurzsichtigen haben wahrscheinlich noch keine Standpunkte gehabt, oder wenn sie welche hatten, so waren es gewiß sehr veraltete Standpunkte. Was werden die jetzt für Augen machen, nachdem sich eine Stimme in den Neuen Blättern Nr. 60 das unsterbliche Verdienst erworben, sie auf einen Standpunkt zu führen, von wo aus das Schützenwesen sich so brillant ausnimmt, und einen solchen Glanz um sich wirft, daß einem die Augen geblendet werden könnten, wenn man fortwährend darauf blicken wollte. — Jetzt wird aller Tadel schweigen müssen — das Schützenwesen ist gestandpunktet und daher über allen Tadel erhaben. — O Becker! jetzt erst hat dein Rheinlied Sinn, jetzt erst Geltung bekommen — du hast es — obwohl dir unbekannt — für unsre Schützen gedichtet „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ das wird den Schützenknaben fortan Devise sein. — Becker! — dein Geist ist über die Schützen gekommen! die Stimme in den Neuen Blättern singt wie du so muthig und so kühn. — Ja, diese Stimme hat es uns erst recht deutlich vorgefungen, hat es uns erst recht klar gemacht, welch' hohen Werth das Schützenwesen in Deutschland hat, welch' einen hohen bewundernswürdigen Standpunkt es einnimmt. Mein Gott — nur stumpfsinnige Menschen, wie die Stimme in den Neuen Blättern ganz richtig bemerkt, nur Träumer, welche „die Zeit mit ihren großen tief eingreifenden Ereignissen verchlaffen“, können an der erhabenen Bedeutung des Bürger-Schützenwesens zweifeln. Hat ja doch selbst der König von Preußen sein Wohlwollen über das neu organisirte Bürger-Schützen-corps hauptsächlich an den Tag gelegt, und worüber der König von Preußen sein Wohlwollen äußert, das muß ja über alle Maßen vortreflich sein — das kann ja gar nicht fehlen. — Die Stimme in den Neuen Blättern lehrt uns auch, daß das Schützenwesen noch eine andere und nicht minder wichtige Seite als die politische habe; sie singt uns vor, daß die Schützenvereinigungen in ihrer Tendenz dem Isolirsystem des Clubwesens entgegenstrebe, daß der „Schützenrock“ alle Mitglieder gleich mache, daß jedem Ehrenmann er sei weß Standes er wolle, der Eintritt in die Schützenverbindungen offen stehe. — Na, das ist alles Mögliche! — Will man nun erfahren, ob man ein rechter Ehrenmann ist, so kann man nur zu den Schützen gehen und die Aufnahme verlangen, da wird man's gleich gewahrt. Das Schützenballotement ist der rechte Probierstein dazu, denn will man ein Schütz werden, so wird ballotirt — gerade wie in den andern Clubs,

doch werden die Kugeln wahrscheinlich mit einem ganz besondern avee geworfen. — Bekommt man nun so und so viel Ja, so ist man ein Schütz und folglich auch ein Ehrenmann; bekommt man hingegen so und so viel Nein, so ist man kein Schütz und folglich auch kein Ehrenmann? — o doch, ein Ehrenmann kann man deshalb doch sein.

Honni soit, qui mal y pense! Malwig.

Das Pferdemarkt am 2. August

war nicht so lebhaft wie sonst, doch wurde mit Pferden mittlern Schlags noch ziemliches Geschäft gemacht. Junge Pferde waren nur wenig, im Ganzen etwa 1000 bis 1200 Pferde am Markt.

Ein Opfer des Ertrinkens

wurde am Montag Nachmittag ein Schornsteinfeger-geselle, der am Tage zuvor von Hamburg angekommen war, wo er lange Zeit krank gelegen hatte. Der Delsstrich, wo er ertrank, scheint, trotz des polizeilichen Verbots, sich da zu baden, doch jedes Jahr sein Opfer zu fordern.

Sirchliches.

Vom 30. Juli bis 5. Aug. sind in der Oldenburger Gemeinde
I. Copulirt: 63) Johann Heinrich Anton Müller und Emma Gessine Friederike Gehrels, Oldenburg. 66) Louis Hans Heinrich Niebour und Klotilde Luigarde Malwine Bödel, Oldenburg.

II. Getauft: 210) Johanne Lucie Diederike Poppe, Heil. Geistthor. 211) Almuth Anna Kreuz, Bornhorst. 212) Johann Friedrich Neumann, Metjendorf. 213) Anna Henriette Caroline Louise von Grün, Oldenburg.

III. Beerdigt: 220) Hermann Bernhard Schwers, Heil. Geistthor, 6 Mon. 221) Anna Caroline Friederike Meyer, Heil. Geistthor, 4 Mon. 222) Wilhelmine Antoinette Gerhardine Würdemann, geb. Freers, Haaren Thor, 22 J. 223) Johann Hinrich Meinardus, Gversten, 6 J. 224) Anton August Heinrich Ludwig Wessels, Oldenburg, 1 J. 225) Helene Friederike Bruns, Gversten, 3 1/2 J. 226) Carl Georg Struwe, Oldenburg, 37 J. 227) Alexandrine Charlotte Caroline Levertus, Oldenburg, 5 J. 228) Amalie Margarete Kühle geb. Kruse, Oldenburg, 49 1/2 J. 229) Hinrich Gerhard Hecker, Moorhausen, 32 J. 230) Friedrich Gerhard Meyer, Gversten, 2 J.

Sonntag, den 8. August predigen in der Lambertikirche
 Frühpredigt: Herr Candidat Lhaden. Anf. 8 Uhr.
 Hauptpredigt: Herr Hülfsprediger Barelmann. „ 9 1/2 “
 Nachm.-Predigt: Herr Candidat Meinardus. „ 2 “

Marktpreise in Oldenburg.	Sonnabend 31. Juli		Montag 2. August		Mittwoch 4. August	
	fl	gr	fl	gr	fl	gr
Rothen . . . pr. Scheffel	—	54	—	56	—	60
Buchweizen . . .	—	—	—	—	—	—
Rothenbrod pr. Scheffel	—	—	—	—	—	—
Kartoffeln . . .	—	20	—	20	—	20
Schinken . . . pr. Pfund	—	—	—	—	—	—
Speck . . .	—	—	—	—	—	—
Butter . . .	—	16	—	15	—	15
Eier . . . pr. Duzend	—	6	—	6	—	6
Gebßen . . . pr. Kanne	—	5	—	—	—	—
Bohnen . . .	—	—	—	—	—	—

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 10. August 1847.

N^o 64.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Der Geiger.

(Fortsetzung.)

Bald erweckte ihn die höchst fremdartige Erscheinung des Besuches mehrerer Männer. Es waren die Direktoren der Akademie; sie hatten ihr Bedenken gegen das Auftreten des ganz unbekanntes Mannes überwunden und bereits zweimal vergebens ihn gesucht. In größter Hast trugen sie ihm ihr Anliegen vor, und der Fremde starrte sie an mit einem Blicke, der zeigte, daß er nicht sah, was sie wollten. Ob ein Traum seine Sinne umgaukelte, dessen Fortsetzung er zu empfinden wähnte; ob die Verwickelung seines so lange sehnsüchtig genährten Wunsches, die Klänge, die sein Herz empfand und seine Geige so treu wiedergab, an das Ohr der Welt zu tragen; oder ob das unerwartete Glück, durch irgend eine Ausbülfe ein Paar Lire zur Stillung des nagenden Hungers zu verdienen, ihn verwirrt machte, mag unentschieden bleiben; er nahm hastig die Geige und folgte willenlos den ihm unbekanntes Männern.

Das Teatro grande war in allen Räumen überfüllt. Eine offizielle Anzeige der eingetretenen Störung war nicht gestattet worden, doch durchlief die Kunde davon alle Räume des Schauspielhauses. Das Concert hatte längst begonnen, und war mit einer gemischten Stimmung aufgenommen worden. Signora Rossini trat hinaus und wurde als Tochter Bologna's mit lautem Beifall empfangen; nach ihrer Arie sollte das angekündigte Violin-Solo folgen, womit die erste Abtheilung schloß, aber noch waren die Direktoren mit dem gesuchten Violinisten nicht im Theater. Eben lohnte ein rauschender Applaus die abtretende Sängerin, als Einer der Direktoren den bleichen Jüngling auf die Bühne führte. War derselbe kaum bis jetzt seiner Sinne mächtig geworden und noch zweifelhaft,

ob Traum oder Wirklichkeit die überraschenden Begegnisse ihm vorsührte, so machte der Glanz der tausend Lichter, die überaus zahlreiche Versammlung und die ganze fremde Umgebung einen vollends betäubenden Eindruck auf ihn. Aber wie er gewohnt war, jede Wallung seines Herzens in den Ton seiner Geige zu tragen, so ergriff er sie auch jetzt und suchte einen Ausdruck für die überwältigenden Empfindungen des Augenblicks. Daß das Publikum ihn mit einem dumpfen Gemurmur der Unzufriedenheit empfing, hörte und fühlte er nicht; er wähnte sich in eine Feenwelt versetzt, oder in die Hallen, wo vergeltende Götter thronen; ihnen wollte er klagen, was seine Seele bedrängte. Sein Herz war so voll unendlichen Weh's, wie er es nie gefühlt, und herzerreißende Schmerzklänge entquollen seiner Geige. — Gleich bei den ersten Tönen war die Stimme der Unzufriedenheit verhallt, jetzt lag eine starre Todtenstille auf der Versammlung. Das Fallen eines Blattes würde eine Störung veranlassen haben. Wie bald die weiche elegische Trauer von den Saiten klagte, bald der heißende Schmerz in spitzigen Tönen wimmerte, bald die drohende Verzweiflung scharf und grell aufschrie, so hob und senkte sich die Stimmung der Versammlung; tausend Augen schwammen in Thränen, aber keine Hand wagte mit dem Tuche die nasse Wange zu berühren, der Athem stockte in jeder Brust, die Stimmung wurde ängstlich und qualvoll. Es war kein Kunstgenuß mehr, was die Hörer empfanden, es war ein tiefes unennbares Leiden, eine nervenschütternde Aufregung.

Der Geiger aber spielte fort und fort, sein Herz schien noch unendlich voll zu sein, und die Direktoren der Akademie, die das Gefühl der ganzen Versammlung theilten, waren genöthigt, den Vorhang fallen zu lassen.

Wie die Gardine den Virtuosen schied von dem vermeinten Feenraume, begann er zu schwanke und

